

**Predigt von Bischof Dr. Martin Hein im Gottesdienst am 04.02.2007
(Septuagesimae) in St. Martin Kassel.**

Gnade sei mit euch und Friede Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus.

Predigttext: **Mt 9,9-13**

9 Und als Jesus von dort wegging, sah er einen Menschen am Zoll sitzen, der hieß Matthäus; und er sprach zu ihm: Folge mir! Und er stand auf und folgte ihm.

10 Und es begab sich, als er zu Tisch saß im Hause, siehe, da kamen viele Zöllner und Sünder und saßen zu Tisch mit Jesus und seinen Jüngern.

11 Als das die Pharisäer sahen, sprachen sie zu seinen Jüngern: Warum isst euer Meister mit den Zöllnern und Sündern?

12 Als das Jesus hörte, sprach er: Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken.

13 Geht aber hin und lernt, was das heißt: »Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht am Opfer.« Ich bin gekommen, die Sünder zu rufen und nicht die Gerechten.

„Jesus in schlechter Gesellschaft“, liebe Gemeinde! So lautete der Titel eines Buches, das 1971 einen regelrechten Skandal auslöste. Es entwarf ein Bild von Jesus, das ihn in erster Linie als sozialen Revolutionär darstellte. Vieles von dem, was Adolf Holl, der Autor, damals schrieb, war dem Zeitgeist der Jahre nach 1968 geschuldet und führte dazu, dass er recht bald sein Priesteramt verlor. Aber nicht nur der reißerische Titel war zutreffend. Das Buch öffnete den Blick für das unangepasste, alle Konventionen sprengende Verhalten, das Jesus oft genug an den Tag legte.

Denn machen wir uns nichts vor: Dass Jesus einen Zollpächter, also einen Kollaborateur mit der heidnischen Besatzungsmacht der Römer, in seine engste Lebensgemeinschaft, in den Kreis der zwölf Jünger beruft, musste damals in höchstem Maße anstößig sein. So etwas tat man nicht. Zöllner waren, wenn es irgend ging, zu meiden. Nach allgemeiner Auffassung hatten sie sich selbst aus der Gemeinschaft des Volkes ausgeschlossen. Es war so ähnlich wie 1945 in vielen Ländern Europas, als sich nach der Befreiung von der deutschen Besatzung der Volkzorn an allen ausließ, die sich mit den Deutschen eingelassen oder mit ihnen zusammengearbeitet hatten. So hätte man es am liebsten wohl schon zur Zeit Jesu getan, wären da nicht die Römer gewesen, unter deren besonderem Schutz die Zolleinnehmer standen. Im Grunde musste Jesus selbst in den Verdacht geraten, mit den Feinden zu paktieren. Und die Tatsache, dass anschließend noch mehr Zöllner und Sünder in das Haus kamen, die auch in religiöser Hinsicht überhaupt nichts galten, setzte dem Ganzen die Krone auf. Da fand eine seltsame Zusammenkunft statt: Jesus, der Kreis seiner Jünger – und eine Menge von Leuten, die zu den Ausgegrenzten und Abgeschriebenen gehörten. Eine feine Gesellschaft! Ich kann die Pharisäer verstehen, dass sie, die so viel Wert auf die Befolgung des Willens Gottes legen, damit überhaupt nicht zurechtkamen. Das passte nicht in ihr Weltbild. Und damit standen sie keineswegs allein.

Ja, was Jesus damals tat, war revolutionär. Ohne Zweifel. Er durchbrach ganz bewusst die religiösen und sozialen Schranken und wandte sich denen zu, die keinerlei Anspruch auf irgendwelche Achtung besaßen. Um es in heutigen Worten zu sagen: Wenn er sie zu sich an den Tisch einlud, gab er ihnen ihre Würde wieder. Sie durften wieder Menschen sein in menschlicher Gemeinschaft – nicht mehr draußen, sondern mittendrin.

Was ist aus dieser Bewegung geworden, liebe Gemeinde! Schauen wir uns gegenseitig an. Die wenigsten unter uns werden von sich sagen, wir gehörten zu jenen, denen in erster Linie Jesu Aufmerksamkeit gegolten

hätte. Gesellschaftlich gesehen gehören evangelische Christen, die häufiger zum Gottesdienst gehen, eher zum Bürgertum. Da geht es nach Recht und Ordnung zu: in gebotener Offenheit, aber auch mit klaren Grenzen. Auf jeden Fall wird man sagen können: Außenseiter sind wir nicht – nicht einmal mehr wegen unseres Glaubens. Mit den Zöllnern und Sündern, von denen das Evangelium erzählt, haben wir dem ersten Anschein nach nichts zu tun. Wahrscheinlich stehen wir innerlich den Pharisäern sehr viel näher, als wir zugeben.

Selbstverständlich haben wir als Kirche das Vorbild Jesu nicht aus den Augen verloren: In vielfältiger Weise kümmert sich unsere Diakonie um jene Menschen, die sich nicht selbst helfen können oder keine Stimme haben, um sich Gehör und Aufmerksamkeit zu verschaffen. Ihre Zahl wird bei uns größer – und das in einem immer noch sehr reichen Land. Diakonie macht ernst mit der Nächstenliebe, die Jesus vorlebte: ohne Ansehen der Person, ohne Vorurteile und Vorbehalte. Die lange Geschichte der christlichen Nächstenliebe ist beeindruckend, ganz ohne Zweifel.

Aber will uns der Evangelist wirklich nur erzählen, was Jesus gemacht hat, um uns anzuspornen, es genauso zu tun? Gewissermaßen ein Appell an die christliche Solidarität mit den Schwachen in unserer Gesellschaft. So wichtig das auch sein mag: Irgendwie ist mir das zu wenig. Denn es ist zu vordergründig. Es ginge dann nur um die guten Werke, die man von uns als Christen mit Fug und Recht erwartet. Aber es ginge nicht um unser Herz, um das also, was uns wirklich erfüllt.

Darum ganz konkret gefragt: Wo kommen wir in dieser Geschichte vor? Meine Antwort darauf lautet: Jesus in schlechter Gesellschaft – das sind wir! Und zwar nicht nach den Maßstäben eines bürgerlichen, anständigen Lebens, sondern aus dem Blickwinkel Gottes! Mit uns gibt sich Jesus ab, obwohl wir darauf keinen Anspruch haben und es auch nicht verdient ha-

ben. Denn das Verhältnis, das uns in unserem Gegenüber zu Gott bestimmt, ist die Sünde.

Gewiss, ich weiß: „Sünde“ ist weitgehend aus dem Sprachgebrauch verschwunden und wird allenfalls mit einem leichten Augenzwinkern gebraucht. Aber das ändert nichts an der Tatsache, dass die Trennung zwischen Gott und uns die entscheidende Gefährdung unseres Lebens ist. Immer wieder lehnen wir uns gegen Gott auf, versuchen, ihn klein zu machen, um nun unsererseits Gott spielen zu können, übertreten seine Gebote, nur um unsere Selbstbestimmung durchzusetzen. Sünde in diesem tiefen Sinn ist die ständige Rebellion gegen Gottes Willen oder seine schlichte Missachtung. Wir wollen *wir selbst* sein, und entfernen uns unversehens immer mehr von Gott. Die entscheidende Folge, der gegenüber alles andere fast läppisch wirkt, ist unsere Gottesferne. Fern von Gott aber wird es kalt. Die Kälte durchzieht unser Leben und bestimmt unsere Beziehungen zu anderen Menschen. Der viel beklagte Egoismus unserer Tage, der alle von uns zu einer eigenen Ich-AG macht, ist letztlich Ausdruck unserer Abkehr von Gott.

So steht es um uns, und damit sind wir draußen – abgeschnitten vom Heil, das Gott für uns will. *Wir* sind die Außenseiter, die eigentlich nicht zu erwarten haben, mag es uns äußerlich noch so gut gehen. Über Geldmangel hatten schon die Zöllner nicht zu klagen. Doch um so mehr über den Mangel an menschlicher Nähe und Wärme!

Was für ein großes Wunder geschieht, wenn Jesus uns zeigt: Gott überlässt uns nicht uns selbst, er kehrt sich trotz allem nicht von uns ab, sondern wendet sich uns voller Liebe und Barmherzigkeit zu. Uns lädt Jesus zur Umkehr ein, ruft uns zum Glauben, zum Vertrauen auf ihn und in die Gemeinschaft mit ihm. Denn dazu ist er doch gekommen: „die Sünder zu rufen“. Wir sind gemeint, wenn von denen die Rede ist, die ohne Aussicht auf ein erfülltes Leben sind und sich deshalb gegenseitig das Leben

schwer machen. Für uns besteht Hoffnung. Wir werden frei von der Last der Vergangenheit und können in seiner Gegenwart ein anderes Leben anfangen. Er löst uns aus unserer Einsamkeit und aus allem Unfrieden, denn er durchbricht die Grenzen, die wir gegenüber Gott gezogen haben. Und mehr noch: Er verbindet uns zu einer Gemeinschaft, die über alle sonstigen menschlichen Beziehungen hinausgeht. Er verbindet uns zu seiner Gemeinde, zur Kirche Jesu Christi.

Jenseits aller Überlegungen, wie es mit der Zukunft der Kirche aussieht, ob ihre Bedeutung in unserer Gesellschaft zurückgeht oder ob sie einen Aufbruch erlebt – jenseits all dieser unbestritten wichtigen Frage bleibt doch festzuhalten: Zu allererst ist die Kirche die Gemeinschaft „der begnadigten Sünder“, die in der „Welt der Sünde“ bezeugt, dass sie allein Eigentum Jesu Christi ist, „allein von seinem Trost und von seiner Weisung in Erwartung seiner Erscheinung lebt und leben möchte“. So hat es die Theologische Erklärung von Barmen 1934 gesagt – und daran hat sich nichts geändert. Kirche der „begnadigten Sünder“ sind wir – nicht aus uns selbst, sondern weil Gott es so will und weil er es gut mit uns meint. Das dürfen wir nie vergessen.

Darum wäre es völlig falsch und geradezu widersinnig, wollten wir uns als Christen nun unsererseits von denen abwenden, denen in gleicher Weise Gottes Liebe gilt, wie sie uns gegolten hat. Wirkliche Nächstenliebe hat ihren Grund in der Liebe, die wir von Gott erfahren haben. Die können wir ja nicht wie einen Besitz nur für uns beanspruchen, sondern es drängt nun auch uns, die Grenzen zu durchbrechen und die in unsere Gemeinschaft aufzunehmen, die sonst übersehen werden. Wen Christus zu sich gerufen hat, zieht den Kreis so weit es geht, damit möglichst viele hinzukommen können. Wir werden frei für das Leben *mit* anderen und *für* andere. Unser Zeugnis in klaren Worten und solidarischen Taten wirkt sich auf unser menschliches Zusammenleben aus. Das ist unser Beitrag, der Beitrag des Glaubens zum Wohl aller.

